

Anzeiger für die Seelsorge

Zeitschrift für Pastoral und Gemeindepraxis

3 2013

www.anzeiger-fuer-die-seelsorge.de

SCHWERPUNKTTHEMA

Pastoraler Frühling

Pastoraler Frühling in Deutschland

Eine christologische
Perspektive

Ermutung und Zukunftsperspektiven

Erfahrungen mit „Wege
erwachsenen Glaubens“

Die Leuchttürme der Kirche stehen mitten im Dorf

Bausteine und Beispiele
einer „Pastoral(theologie)
der Innovation“



Ein neuer Frühling

Natürlich kann man Gott für eine Weile vergessen,
in den Hintergrund drängen,
aber er verschwindet nicht.
Deshalb bin ich davon überzeugt,
dass es auch einen neuen Frühling
des Christentums gibt.

Benedikt XVI.

„Eine Kirche, die nichts riskiert, riskiert am Ende alles“

Plädoyer für den Mut zur Transformation

Der Text beginnt dramatisch. Die Menschheit stehe „in einer neuen Epoche ihrer Geschichte“, in der „tiefgreifende und rasche Veränderungen Schritt um Schritt auf die ganze Welt übergreifen“.

Wir stünden mitten in einem „umfassenden Wandel der Wirklichkeit“, der „Gang der Geschichte selbst“ erfahre „eine so rasche Beschleunigung, dass der Einzelne ihm schon kaum mehr zu folgen vermag.“ Dieser Wandel gestalte „in Jahrhunderten gewordene Denk- und Lebensformen der Gesellschaft völlig um.“

Von Rainer Bucher

RAINER BUCHER



geb. 1956, Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz.

Weitere Informationen:
www.rainer-bucher.de

So unmissverständlich formulierte das II. Vatikanische Konzil zu Beginn seiner Konstitution über die „Kirche in der Welt von heute.“ Das Konzil wusste, dass „die Menschheit einen Übergang von einem mehr statischen Verständnis der Ordnung der Gesamtwirklichkeit zu einem mehr dynamischen

und evolutiven Verständnis“ erlebt, wusste von der „denkbar große(n) Komplexheit der Probleme“, die „nach neuen Analysen und Synthesen ruft.“ Vielleicht ahnten die Konzilsväter noch nicht ganz, wie sehr das auch die katholische Kirche selber betrifft. Aber es bleibt eben auch in der Kirche nichts wie es war, wenn alles um sie herum

anders wird und dann auch noch höchst überraschend anders.

In einer neuen Epoche der Geschichte

Wir leben also in einer Zeit der Abschiede. Abschiede aber sind Zumutungen. Abschiede muten uns zu, uns von Menschen, Dingen und Situationen zu trennen, die uns wichtig waren und die wir nicht gerne missen möchten. Nun gab es nie menschliches Leben ohne Abschiede: Sie sind die Konsequenz der Zerbrechlichkeit unserer Existenz und des menschlichen Lebenslaufes, zuletzt unseres Verfallenseins an die Zeit. In Zeiten einer sich massiv beschleunigenden gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung, in Zeiten der fragil gewordenen religiösen, familiären, kulturellen und lokalen Bindungen, in Zeiten globaler Migrationsbewegungen sowohl der Privilegierten wie der Marginalisierten aber werden Abschiede zur alltäglichen wie biographischen Normalität.

Vitalität und Abschiede aber sind eng verknüpft: Man kann Abschieden nur um den Preis des verkümmerten Lebens ausweichen. Wer sich nicht trennen kann, ist in der Gefahr, vom Leben getrennt zu werden, denn er sperrt sich in den Käfig einer Gegenwart, die schleichend zur Vergangenheit wird. Das ist schon für den Einzelnen ein problematischer Vorgang; für eine Kirche, die „Kirche in der Welt von heute“ sein will und um des Evangeliums willen sein muss, aber ist es fatal.

Zweierlei Abschiede

Die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche mutet nun aber allen Abschiede zu. Der große Abschied, der für unsere Kirche ansteht, ist der Abschied von 1600 Jahren religiöser, biografischer

und gesellschaftlicher Macht. Für jene, die innerkirchlich oben stehen, Entscheidungskompetenz besitzen, über Geld und Stellen verfügen, mit Rechten und Privilegien ausgestattet sind, bedeutet das: Sie können der eigenen Macht nicht wirklich trauen, weil diese ihnen nur fragil noch zu Gebote steht und jeder Gebrauch unweigerlich deren Brüchigkeit offenbart. Nutzen sie ihre Macht gegen ihre eigene Basis, verlieren sie Autorität, die dann verstärkt gerade auf jene übergeht, gegen die sie die Macht anwenden. Das bedeutet den Abschied von jahrhundertlang gut funktionierenden Routinen kirchlicher Herrschaft und den Abstieg in die Demut der Bewährung für das Volk Gottes. Nur dieser Abstieg in die Demut wird den kirchlichen Ämtern im Übrigen ihre Autorität erhalten.

Auf der anderen Seite stehen jene, die daran leiden, dass „die da oben“ die Gestaltungsmacht, die sie noch besitzen, so wenig kreativ gebrauchen, dass ständig über sie verfügt und speziell ihr gemeindliches Umfeld Zug um Zug prekärer wird, und dass dabei jene guten und prägenden Gemeinschaftserfahrungen übergangen werden, die sie mit Kirche verbindet, die sie der Kirche treu bleiben ließen – entwertet von denen oben, die an jenen Erfahrungen vorbei administrieren, entwertet aber auch von jenen vielen, oft die eigenen Kinder, die an solchen Gemeinschaftserfahrungen im kirchlichen Raum gar nicht mehr interessiert sind.

Das bedeutet den Abschied von der Hoffnung, dass die eigenen guten Erfahrungen ganz selbstverständlich die Basis für die kirchliche Zukunft sein könnten. Die oben in der Kirche müssen die Macht des jahrhundertalten institutionellen Gedächtnisses der Kirche relativieren, die unten die Macht ihres biografisch tief ein-

gebrannten persönlichen Gedächtnisses. Die innerkirchlichen Konflikte sind auch deswegen so hart, weil beide Gedächtnisse ihre unbestreitbare Authentizität besitzen und zudem gerade in unserer Kirche individuelles Erleben und institutionelle Ordnung so unglaublich eng verknüpft sind und sich daher nicht einfach ausweichen können.

Das institutionell-amtliche Gedächtnis der katholischen Kirche aber erinnert und imaginiert sich die Kirche als eine *societas perfecta*, die niemanden außer sich selber braucht, und als *acies ordinata*, die als geschlossene Schlachtordnung allen Stürmen der Moderne trotzt. Das persönliche Gedächtnis vieler Gläubigen aber erinnert Gemeinden, in denen man sich von dieser engen, vorkonziliaren römisch-katholischen Welt befreien konnte, in denen man ein Gegenmodell zur kalten, zweckrationalen Leistungswelt draußen erlebte, und in der man mit anderen zusammen danach suchen konnte, was es denn heute heißen könnte, katholisch zu sein. Eine Welt, in der man zugleich Lebensweltsensibilität wie Traditionsanknüpfung und daher Heimat fand.

Weder aber das institutionelle Gedächtnis der Kirche als sakraler Herrschaftsverband noch das individuelle Gedächtnis der Kirche als quasifamiliäre Glaubensgemeinschaft werden die bestimmende Grundlage der Zukunft der Kirche sein können. Denn das Verhältnis von Religion und Biografie hat sich grundlegend geändert. Die Freisetzung zu religiöser Selbstbestimmung auch für Katholikinnen und Katholiken bedeutete einen veritablen Herrschaftswechsel zwischen religiösem Individuum und kirchlicher Institution. Nicht mehr die Religion beherrscht die Biografien, sondern biografische Bedürfnisse beherrschen die religiöse Nutzung.

Dieser Herrschaftswechsel berührt aber eben nicht nur „die da oben“, sondern auch „die da unten“, also etwa die Pfarrgemeinden. Auch sie geraten unter den Zustimmungsvorbehalt ihrer Mitglieder. Deren Nutzungslogik des Religiösen aber folgt mehrheitlich weder dem alten kirchlich-katholischen Gefolgschaftsmuster noch dem moderneren gemeindlichen Beheimatungsmuster. Das kirchlich-katholische Muster war von religiöser Biografiemacht, lebenslanger Gefolgschaft und exklusiver Mitgliedschaft geprägt, das modern-gemeindliche von Gemeinschaft, Engagement und Beheimatung. Heute aber herrscht auch in religiösen Angelegenheiten ein situatives Nutzenkalkül.

Neue Seelsorgestrukturen: Wenn in der Kirche Gewohntes zerbricht

Nun soll man nicht bejubeln, was man fürchtet, weil es Bekanntes auflöst und ins Unbekannte führt. Abschiede können richtig schmerzen. Dass gegenwärtig in den deutschsprachigen Diözesen zunehmend die alte, gewohnte Pfarrei aufgelöst und in einen Pfarrverband überführt wird, geschieht meistens nicht freiwillig und es geschieht auch nicht unbedingt aus guten Gründen. Der katholischen Kirche fehlen schlicht die Priester. Das müsste nicht unbedingt so sein, es steht aber nicht in unserer Macht, über die Zulassungsbedingungen zum Priestertum zu entscheiden. Die Konsequenzen der Entscheidungen, die jene treffen, in deren Macht es steht, betreffen aber das ganze Volk Gottes. Es muss mit den Folgen des Priestermangels umgehen. Da aber gilt, was für alles erst einmal Unabänderliche gilt: Man muss die Chancen nutzen, die es bietet,

und die Gefahren vermeiden, die in ihm lauern.

Was sind die Gefahren? Vor allem, dass es so weitergeht wie bisher, nur ein wenig schlechter und zwar für alle. Der Priester wird zum gehetzten Sakramentenspender, die Gläubigen verlieren ihre gewohnte religiöse Heimat und bleiben in der Abhängigkeit vom noch etwas entrückteren Pfarrer und auch der „Pfarrverband“ beschäftigt sich weiterhin vor allem mit sich selbst und jene, für die man sich nicht interessiert und die sich nicht für uns interessieren, sind weiterhin ziemlich gleichgültig.

Worin aber liegen die Chancen? Es gibt eine und sie ist groß. Es ist die Chance der pastoralen Neuorientierung, einer Neuorientierung, von der alle etwas haben: der Priester, weil er endlich vom Anspruch, allen alles sein und alles „überschauen“ zu müssen, befreit wird, die engagierten Christen, weil sie einen größeren Handlungs- und Entscheidungsspielraum bekommen, und auch jene, die bislang überhaupt nicht in den Blick des Gemeindemilieus kamen, weil man sich für sie und ihr Leben endlich interessiert. Denn darum geht es: um eine tiefere und kreativere Erfahrung des Evangeliums, seiner befreienden und Umkehr ermöglichenden Kraft, seines Reichtums und seiner Gnade – für alle. Denn dazu und nur dazu gibt es Kirche.

Wie kommt man dazu? Reine Raumplanung reicht nicht. Einfach nur das kirchliche Netz zu verdünnen, reicht erst recht nicht. An die „Ehrenamtlichen“ – welcher merkwürdiger Ausdruck für berufene Mitglieder des Volk Gottes! – zu appellieren, doch zu tun, was bisher der Priester tat, dabei aber weiterhin möglichst ständig um Erlaubnis zu fragen, reicht schon gar nicht.

Worauf also kommt es an? Zuerst darauf, ehrlich zu kommunizieren, sich offen und respektvoll da-

Das Ende der Kirche vor Ort?



Matthias Sellmann (Hg.)
Gemeinde ohne Zukunft?
 Theologische Debatte und praktische Modelle
 432 Seiten | Paperback
 € 19,99 / SFr 28,90 / € [A] 20,60
 ISBN 978-3-451-30645-7

Ist die Kirche vor Ort am Ende? Wie können Gemeinde und Gemeindeleitung neu gefasst werden? Der kontrovers diskutierte Band bietet vielfältige, für Gemeinden praktische (Handlungs-)Impulse für dieses derzeit hochaktuelle Thema.

Neu in allen Buchhandlungen
 oder unter www.herder.de

HERDER

Lernen ist Leben

rüber auszutauschen, was man in all dem Neuen nicht verlieren möchten, an Beheimatung, religiöser Tradition, an Nähe, und warum man es nicht verlieren möchten. Das Volk Gottes muss noch viel mehr darüber ins Gespräch kommen, was es braucht für sein Leben in der Kirche und als Kirche, aber auch, was die „Zeichen der Zeit“ vor Ort vom Glauben verlangen, welchen Herausforderungen sich die Kirche also zu stellen hat, an denen sich zeigt, was sie glaubt. Es muss vor Ort darüber reden, wer dazu fähig ist und was man dazu braucht und wie man sich organisieren könnte, um es zu schaffen.

Wie müssten Räume ausschauen, in denen das Leben, so wie es ist, in aller Ehrlichkeit und Anerkennung gemeinsam, geschützt, vertrauensvoll mit dem Gott Jesu in Berührung kommen kann? In Wort, Tat und Liturgie? Wer könnte wofür die Verantwortung übernehmen? Denn so herum geht es: erst müssen die Aufgaben definiert werden, dann sollte man schauen, wie man sie in welchen Formen löst, nicht umgekehrt, sich zuerst umorganisieren um dann zu fragen: Wie leben wir damit?

Wahrscheinlich wird es dann das Beste sein, Kirche zukünftig als Netzwerk pastoraler Orte zu organisieren. Netzwerke agieren nicht nach einer Logik der Mitgliedschaft, sondern nach einer Logik der symbolischen Zugehörigkeit und der situativen Dienstleistung. Das Neue, das gegenwärtig über die deutschsprachigen Diözesen hereinbricht, bietet viele Chancen: eine neue liturgische Sichtbarkeit von Laien, eine neue Aufmerksamkeit auf den Sozialraum, den Kirche vor Ort vorfindet, und die Chance, die Priesterrolle jenseits eines alten wie eines neuen Klerikalismus situativ als wirkliche Gnade für das Volk Gottes zu entwerfen. Diese und andere Chancen sind

den Schmerz des Abschieds wert, denn sie bringen uns näher an unsere pastorale Aufgabe, ein Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes in der Welt von heute zu sein.

Wenn man schon umbauen muss, dann so, dass das neue Gebäude einem mehr bietet und besser gefällt als das alte. Das Volk Gottes an der Basis sollte sich darüber verständigen, wie das ausschauen könnte. Niemand sollte sich einfach vorschreiben lassen, wie das neue Gebäude ausschauen soll, aber niemand sollte auch meinen, ohne einen Umbau die neuen Zeiten zu bestehen.

Sicher: Kein Bauherr ist ganz frei, kann die Gegebenheiten, Gesetze und Kontexte einfach missachten. Aber wenn es nicht sein Haus wird, das da gebaut wird, wird er nie wirklich darin einziehen. Das Volk Gottes braucht aber ein Haus unter den Menschen, das es allen anbietet als Schutz und Zuflucht – und sei es ein Zelt, beweglich, einfach, flexibel und immer offen für alle.

Worauf es ankommt

In den letzten Wochen und Monaten bin ich durch deutsche und österreichische Lande gereist und habe an der pfarrlichen Basis unserer Kirche manche Vorträge gehalten und Diskussionen geführt. Es ging um Gegenwart und Zukunft der Kirche. Was ich da von den Pfarrgemeinderäten, den Engagierten, den aktiven Kernschichten der katholischen Kirche zu hören bekam, fühlte sich nicht nach einem neuen „Frühling“ an. Im Gegenteil: zu hören waren vielfältige Klagen über einen neuen „Abwehrklerikalismus“ (Zulehner) jüngerer Kleriker, über eine zunehmende Kultur der Denunziation und der Verdächtigung von allem, was neu und auch nur ein wenig experimentell ist, über eine kirchliche Büro-

kratie, die es vielleicht gut meint, aber aus ihrem Habitus als Verwaltung und Obrigkeit nicht herauskommt, über „Rom“, das weitreichende Angebote an die erklärten und notorischen Gegner des Konzils macht und ich hörte auch manche Selbstanklagen, dass es oft trotz redlichster Bemühungen nicht gelungen sei, den eigenen Kindern einen guten Weg zum Glauben zu erschließen.

Wie in dieser Situation wieder etwas ahnen können, ahnen lassen vom „galiläischen Frühling“ Jesu? Wie festhalten „an den zarten Elementen der Welt, die langsam und in aller Stille durch Liebe wirken“ (A. N. Whitehead), wie Jesus es getan hat?

Vor allem durch das Vertrauen auf die eigene Berufung und durch demütige Aufmerksamkeit! Christen sind Mitglieder des Volkes Gottes. Sie sind nicht zuerst Priester oder Laien, Ehrenamtliche oder Engagierte, Nahestehende oder Fernstehende: Sie sind vielmehr von Gott berufene Mitglieder des Volkes Gottes, sie haben in je eigener Weise Anteil am „priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt“ (LG 31) Christi.

Vertrauen auf die eigene Berufung heißt, sich nicht über die Maßen abzukämpfen an jenen kirchlichen Orten, die versteppt oder vermachtet sind, an denen nichts zu finden ist, von dem was Kirche ausmacht, „ein Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes zu sein, sondern solche dünnen Orte entschlossen links oder rechts liegen zu lassen. Man muss nicht die Kirche erlösen, sondern sich um das eigene Heil sorgen und um das Heil aller Menschen. Orte, an denen das gefährdet ist, soll man meiden, das ist alte kirchliche Lehre, und solche Orte gibt es auch in der Kirche.

Vertrauen auf die eigene Berufung heißt, auf den eigenen Glauben vertrauen, wie armselig und

gefährdet er sein mag, und darauf vertrauen, dass Gott uns begleitet auf unserem Glaubensweg und dass wir da auch manchmal allein sein werden, aber nie ganz allein, denn Gott geht alle unsere Glaubenswege mit, selbst die von ihm weg.

Vertrauen auf die eigene Berufung heißt, sich öffnen zu können, heißt, entschieden für die Freiheit sich einzusetzen, heißt, Kirche nicht gegen den Individualismus der späten Moderne, sondern für Menschen in ihm zu gestalten, heißt, nicht nur die verängstigten Reste der Freiheitsflüchter zu sammeln, sondern auch Orte für jene

zu bieten, die diese Freiheit selbstbewusst leben.

Vertrauen auf die eigene Berufung heißt, endlich von Erlaubnisdiskursen zu Ermöglichungsdiskursen überzugehen, heißt, endlich Wagnisse einzugehen, heißt, keine Angst vor dem Scheitern zu haben, denn in unseren Zeiten ist, wie Karl Rahner schon formulierte, das Gewagtere das Sicherere.

Und dann braucht es Aufmerksamkeit, Aufmerksamkeit auf das Neue und Kleine, liebende Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit, das ist eine Haltung des Sich-Verstören-Lassens durch die eigene Er-

kenntnis. Das ist die Fähigkeit hinzuschauen, wo andere wegschauen, das ist der Mut zu benennen, was man sieht. Aufmerksamkeit, das fordert den Ausbruch aus dem eigenen Ich-Panzer und bedeutet die Fähigkeit, sich vom Erkannten verändern zu lassen. „Die von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit ist Gebet.“ (S. Weil)

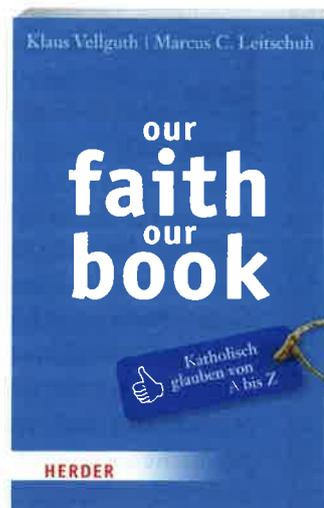
Im Vertrauen auf die eigene Berufung und mit liebender Aufmerksamkeit auf unsere Gegenwart können wir um des Evangeliums willen viel risikieren, viel mehr.

Die symphatische Einführung in den Glauben

Der christliche Glaube kann ganz einfach sein und unmittelbar zu Herzen gehen. Marcus Leitschuh und Klaus Vellguth zeigen in prägnanten Texten von »Adam und Eva« bis »Zweifel« den Glauben als Schlüssel einer Lebenskunst, die alles zwischen Himmel und Erde einbezieht. Eine Einladung zum Glauben, die informiert und neugierig macht: für Jugendliche, junge Erwachsene, Einsteiger in den Glauben und für alle, die in gebündelter Form Einblick nehmen wollen.

Attraktive Mengenpreise:

Ab 10 Ex.	€ 4,80 / SFr 7.30 / € [A] 5,00
Ab 25 Ex.	€ 4,60 / SFr 6.90 / € [A] 4,80
Ab 50 Ex.	€ 4,30 / SFr 6.60 / € [A] 4,50
Ab 100 Ex.	€ 4,00 / SFr 6.10 / € [A] 4,20



Klaus Vellguth / Marcus C. Leitschuh
Our faith our book
 Katholisch glauben von A bis Z
 112 Seiten | Paperback
Einzelpreis € 5,-
SFr 7.60 / € [A] 5,20
 ISBN 978-3-451-32418-5

HERDER

Lesen ist Leben

In allen Buchhandlungen
 oder unter www.herder.de